Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **31 (1949)**

Heft 41

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 14. Oktober 1949 | Erscheint jeden Freitag | 31. Jahrgang Nr. 41

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Allerlei aus Israel

II.

Auch auf andern Gebieten als dem des Militärdienstes entfaltet der junge Staat eine rege gesetzgeberische Tätigkeit. Israel gibt uns Gelegenheit, das Werden eines Staates zu beobachten, nicht das allmähliche, organische Wachstum, das sich über Jahrhunderte erstreckt, wie es unserm Lande beschieden war, sondern ein rasches, sozusagen in Treibhausluft sich vollziehendes.

Erst war beabsichtigt, zuerst das Grundgesetz, die Verfassung, zu schaffen. Man erkannte dann aber, daß es nicht möglich sei, in kurzer Frist über alle grundsätzlichen Fragen zu entscheiden, die eine Verfassung aufwirft. Man darf nicht vergessen, daß die jüdische Orthodoxie mit ihren Gesetzen in weitgehendem Maße in das tägliche Leben eingreift, z. B. durch ihre Speisevorschriften oder die Gesetze über die Sabbathsheiligung, daß ferner für die Gebiete des Familien- und des Erbrechts heute in Israel noch die Rabbinate zuständig sind. Es wird schwierige Auseinandersetzungen geben, bis feststeht, wie weit religiöse Gesetze in der Verfassung ihren Niederschlag finden sollen und ob für Familien- und Erbrecht künftig zivile Behörden verantwortlich sein werden. Daher hat man zunächst den Verfassungsentwurf in die „Schublade" versenkt, die auch in Tel Aviv schon vorhanden ist, und nur einige unaufschiebbare Verfassungsentscheide getroffen wie z. B. den über die Wahl des Staatspräsidenten und der Regierung. Dann ging man an den Erlaß von Gesetzen, die dringlicher Natur sind. Dabei wird über eine Reihe von grundsätzlichen Fragen sukzessive entschieden und also wertvolle Vorarbeit für die Verfassung geleistet, die ja einmal kommen muß.

Die gesetzgeberische Arbeit hat am 14. Februar 1949 mit der Eröffnung der Knesseth, des Parlaments von Israel, begonnen. Die Knesseth zählt 120 Mitglieder; davon sind 10 Frauen. Die gemäßigten Sozialisten (Regierungspartei) verfügen über 46 Sitze; sie haben 6 Frauen gewählt. Die zweitstärkste Partei sind die Linkssozialisten mit 19 Vertretern, davon 2 Frauen; dann folgt der religiöse Block mit 16 Gewählten und die Cheruth (Terroristen) mit 14, davon 1 Frau. Die Kommunisten konnten nur 4 Sitze erlangen. Interessant ist, daß die Wizo (Internationale Zionistische Frauenorganisation) mit einer eigenen Liste in den Wahlkampf zog und im Gegensatz zu den meisten Splitterparteien eine Vertreterin durchbrachte.

Die Regierung besteht aus 12 Mitgliedern; Golda Myerson, der das Arbeitsministerium anvertraut wurde, ist das einzige weibliche Mitglied Wir können uns nicht versagen, den Leserinnen des Frauenblattes eine kleine Geschichte zu erzählen, die wir in einer Zeitung Israels fanden. Das Land feierte den 1. Jahrestag der Staatsgründung, als wir drüben waren. Bei dieser Gelegenheit wurde in der großen Synagoge von Tel-Aviv ein Gottesdienst abgehalten, an dem die Behörden teilnahmen. Ein Knesseth-Mitglied des religiösen Blocks forderte Frau Myerson auf, diesen Gottesdienst auch zu besuchen; der Mann wies darauf hin, daß sie in Moskau, wo sie als Gesandtin Israels gewirkt hatte, auch die Synagoge besucht habe. Ja, antwortete sie, das habe sie getan, um Kontakt mit den jüdischen Frauen zu gewinnen, die sie eventuell den Sowjetbehörden gegenüber vertreten mußte. Daheim in Israel aber werde sie erst in die Synagoge gehen, wenn es ihr möglich gemacht werde, unter den Männern zu sitzen, wie das ihren Vorstellungen von der Gleichberechtigung der Geschlechter entspreche. Bekanntlich sitzen die Frauen in den Synagogen nicht im gottesdienstlichen Raum selbst, sondern auf einer Tribüne oder in einem Nebenraum. Es scheint, daß der Staatsanwalt Frau Myerson vorgeschlagen hat, sie möge *seine* Eintrittskarte benützen, er werde dann mit der ihrigen auf der Frauen-Tribüne Platz nehmen. „Dieser Ausweg erwies sich als ungangbar", fügt die Zeitung bei!

Außer dem Gesetz über die Militärpflicht wurde in den letzten Tagen (11. Sept.) das Gesetz über die Schulpflicht angenommen. Eine solche gab bisher in Israel nicht bestanden. Da das neue Schuljahr 3 Tage zuvor begonnen hatte, soll das Gesetz von jetzt bis März 1950 nach und nach verwirklicht werden. Die Schulpflicht wird vom 5. bis zum 13. Altersjahr der Kinder dauern. Das erste Schuljahr wird im Kindergarten absolviert und war im Regierungsentwurf nicht vorgesehen. Im begonnenen Schuljahr ist der Unterricht für die 6—11jährigen obligatorisch und unentgeltlich; bis 1952 sollen alle Schulpflichtigen erfaßt sein. Eine sehr belastende Erbschaft aus der Zeit der Mandatsmacht sind die zahlreichen 14—17jährigen, die noch eine gewisse Schulung erhalten sollen. Das Schulmaterial ist einstweilen noch von den Eltern zu beschaffen. Von den Schwierigkeiten Israels bekommt man eine Ahnung, wenn man hört, daß vier verschiedene Schulgattungen vorgesehen sind: allgemeine (man könnte sagen „neutrale") Schulen, sozialistische (labour) Schulen, Schulen der gemäßigt Orthodoxen und solche der streng Orthodoxen. Wie es möglich sein wird, an kleineren Orten allen Elternwünschen zu entsprechen, ist uns einstweilen ein Rätsel, ganz abgesehen davon, daß uns diese Maßnahme durch die Trennung der Kinder die Volkwerdung zu erschweren scheint. Man wird über diese Angelegenheit wohl mehr erfahren, wenn das eigentliche Schulgesetz zur Diskussion stehen wird.

Die Gesetzgebung ist aber nur *eine* der Aufgaben des jungen Staates; im Vordergrund steht die Bewältigung der gewaltigen Einwanderung und der damit verbundenen Probleme. Ende 1948 war jeder 6. jüdische Einwohner ein Neuankömmling, d.h. er war noch nicht ein Jahr in Israel. Ende 1949, nach einem Zustrom von weiteren 200 000 Einwanderern, wird ungefähr jeder 5. Einwohner unter die Neuankömmlinge zählen. Nimmt man hinzu, daß ja noch nicht Friede im Lande ist, sondern erst Waffenruhe, so ermißt man, welch beklemmende Last auf den ersten Behörden Israels liegt.

Wie groß aber die Schwierigkeiten sein mögen, so lassen sie den Besucher des Landes keinen Augenblick vergessen, welch ein Wunder ihm in dieser Volkwerdung entgegentritt. Wer sich unter Juden nur geduckte und gedrückte Menschen vorstellen kann oder solche, die ihre Unsicherheit durch überbetontes Selbstgefühl verdecken wollen, dem können wir nur zu einem Besuch in Israel raten. Er wird da eine Bevölkerung finden, die sich in ihrem ruhigen Gehaben keineswegs von andern Bevölkerungen unterscheidet. Man spürt ihr die Geborgenheit des Daheimseins an. Man wird höchstens wahrnehmen, daß die große Last, die auf diesem Volke liegt, bei ihm eine besonders disziplinierte Haltung bewirkt hat, die im Straßenverkehr, in Läden und an Amtsstellen wohltuend auffällt, und eine Würde, die z. B. in der Ablehnung von Trinkgeldern zutage tritt. Und man wird dem Volk, das sich in der Stunde der Gefahr bewährt hat und sich in der heute immer noch kritischen Lage weiter bewährt, nur wünschen können, daß die Prüfung nicht über seine Kraft gehe und es als gefestigtes, einiges Volk daraus hervorgehen dürfe.

G. Gerhard

Haidarabad

Der Staat Haidarabad ist in der unteren Hälfte von Mittel-Indien gelegen, ohne Zugang zum Meer. Im Norden grenzt er an die Central-Provinzen, im Süden an die Provinz Madras und im Westen an die Provinz Bombay.

Die in Haidarabad lebende Bevölkerung gehört vier verschiedenen Stämmen an, die ihre eigene Sprache haben. Die von ihnen bewohnten Distrikte werden auch nach diesen Sprachen benannt. Im östlichen Distrikt *Jelungana* lebt eine stämmige Rasse, hervorgegangen aus einem alten Volk von Seefahrern und Kolonisatoren mit indogermanischer Kultur. Während der letzten 50 Jahre brachte sie mehrere bedeutende Gelehrte und tapfere Kämpfer für Indiens Selbständigkeit hervor.

Im Süden wohnen die *Jamilo*, ein altes, begabtes Volk, gleich berühmt für seine kriegerische Vergangenheit wie für sein kulturelles Erbgut. Ihre Literatur- und Philosophie-Werke erwecken große Bewunderung.

Im Westen und Nordwesten sind die *Maharastrians* die Nachkommen arischer Familien und Anhänger des großen *Maratha-Führers Shiváji*. Sie sprechen *Marathi* und sind bekannt für ihre geistige Regsamkeit, ihre Tapferkeit und ihren ausgezeichneten Charakter.

Die *Mohammedaner*, die nur 13 Prozent der ganzen Bevölkerung ausmachen, sind über den ganzen Staat zerstreut; eine große Zahl von ihnen hat konvertiert.

Die auf dem Gebiete von Haidarabad lebende Bevölkerung zählt 16—17 Millionen Seelen; davon 86 Prozent Hindus, 13 Prozent Mohammedaner und 1 Prozent Andersgläubige. Ihr Einkommen beläuft sich auf rund 180 Millionen Franken jährlich. Die Haupteinnahmen des Landes liefern Baumwolle und Oelsamen; aus Haidarabad kommt der größte Teil der indischen Oelsamenproduktion.

In der nordöstlichen Ecke des Gebietes von Maharastra finden sich noch die berühmten Felsentempel von Adschunta und Ellora, ein Wunderwerk von Skulpturen und Malereien, die hauptsächlich religiösen Motiven entsprangen. Der persönliche Reichtum *S. E. H. des Nizams*, Herrscher von Haidarabad, ist ganz enorm und wird auf 6000 Millionen Franken geschätzt. Sein jährliches Einkommen aus seinem privaten Besitztum beläuft sich auf 17 Millionen Franken. Außerdem bezahlt ihm der Staat noch jährlich 5½ Millionen Franken für seine privaten Ausgaben. Daneben leben aber noch 10 andere Magnaten im Lande, deren Einkünfte im Jahre 1¼ Millionen Franken betragen.

Die Dynastie des Nizams geht auf verhältnismäßig jüngeren Ursprung zurück. Zur Zeit als das Mogul-Reich aufgelöst wurde und die Engländer sich in Indien niederließen, gewährte der damalige Gouverneur von Dekhan, ein Vorfahre des Nizams, den Briten bei der Errichtung ihrer Herrschaft große Hilfe. Die Engländer erlaubten ihm dann auch, nicht nur sein bisher regiertes Land zu behalten, sondern sie gaben ihm noch Gebiete aus dem Königreich des Sultans *Tupoo* und verliehen ihm den Titel eines Herrschers und treuen Verbündeten der Engländer. Damit erhielt Haidarabad sein eigenes Münz- und Postwesen, eigene Zölle usw. Der Nizam war aber nie so frei, daß er nach seinen eigenen Wünschen handeln konnte. Er hatte den Engländern gegenüber gewisse Verpflichtungen. So wurden drei Stützpunkte in der Nähe der Hauptstadt errichtet. Für die dort untergebrachten Truppen hatte er voll und ganz aufzukommen, aber er übte keine Kontrolle über sie aus. Diese Truppenkontingente konnten deshalb gerade so gut gegen ihn wie zu seinem Schutze eingesetzt werden. Der Nizam mußte aus diesem Grund immer befürchten, irgend etwas zu tun, was den Engländern vielleicht nicht genehm sein könnte. Ereignete sich dann wirklich einmal ein Verstoß gegen die englischen Pläne, so wurde der Herrscher wie ein Kind abgekanzelt oder britische Beamte wurden an hohe offizielle Stellen beordert, um die Geschäfte den englischen Wünschen entsprechend zu führen.

Obwohl der Herrscher von Haidarabad, Seine erhabene Hoheit der Nizam, enorm reich ist und die verschiedenen Adeligen auch nicht über wenig Mittel verfügen, so seufzt das Volk in den Dörfern, das in Tat und Wahrheit diese Reichtümer erschaffte, unter Armut und Schulden. Beinahe jeder Bauer hat Schulden. Die Verwaltung war rückständig und unfähig; die Regierung unternahm keine zusammenhängenden und tatkräftigen Bemühungen, um die Lebensbedingungen der Landbevölkerung zu verbessern oder um sie aus ihren elenden Verhältnissen herauszureißen. Wohl hegten die Nizams, vor allem der gegenwärtige und dessen Vater, den großen Wunsch, das harte Los ihrer Völker zu mildern, aber die von der Verwaltung unternommenen Anstrengungen waren nie sehr wirksam. Zu Gunsten des gegenwärtigen Nizams muß erwähnt werden, daß, als nach dem Ersten und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg die dem Volk auferlegten Steuern enorm stiegen, er nie die Einführung einer Einkommensteuer bewilligte.

Der Vater wurde „Seine Hoheit" genannt; die

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten 7

Von Helene Böhlau.

Am Abend ging das rechte Leben erst an, da kam das eigentliche Hegemahl an die Reihe, und nach dem Trinken und Essen erwachten die Lebensgeister. Die herrliche Sommernacht hüllte alle ein und drängte sie zusammen auf den erleuchteten Platz unter der Linde. — Und in diesem hellen Kreis wimmelte es wie ein Mückenschwarm, der ums Licht schwärmte. — Nur hie und da fiel ein heißgetanztes Pärchen aus dem glänzenden Zauberkreise ab und wandelte im Dunkeln.

Und wie sie sich schwangen und wie sie lachten und flüsterten und wie die Herzen schlugen, und der Wein die Sinne belebte und trübte! Entfernt im dichten Gebüsch sangen die Nachtigallen, denen Liebessehnsucht die kleinen Herzen sprengen wollte.

Dem Förster war's nicht wohl zu Mute. Sie kamen ihm so erbärmlich vor, die gedankenlosen Leute — wo Tod und Krieg und Schmach und Not über die Erde hinzog und alles mit sich riß, vernichtete, zerstampfte, wo keiner seines Lebens und seines Gutes sicher war, wo Könige in den Staub getreten wurden und jeder Mutter junger Sohn sein Blut einem frechen Eroberer ohne Gnade und ohne Ehre hinopfern mußte.

Er fühlte sich einsam, verlassen in seinen heiligsten Gefühlen auch von den Seinen. Seine beiden jüngsten Liebesleute tanzten mit unversieglichen Kräften.

So aneinander geschmiegt, in geheimnisvoll dämmriger Nachtluft, einsam unter Menschengedränge dahinfliegen, den nahen Atem zu fühlen zwischen Blütendüften und die jungen warmen Körper, und jede Regung, Liebeslust und Liebesglut und jede Bewegung Zärtlichkeit und Schönheit und Jugend — das steckt die Sinne an allen Enden zugleich an, wie eine feindliche Stadt, das flackert und lobt, das möchte in Flammenglut die ganze Welt begraben. — Und diese Mückenpärchen fiel auch vom Lichtkreis ab.

Die Kleine hing so matt wie ein gehetztes Wild am Arme ihres Liebsten, der Rosenkranz auf ihrem Haar duftete, — die Rosen hatten sich warm und welk ihr tief in die Stirn gesenkt. Dem jungen Bräutigam vergingen die Sinne. Ihr kühles Herzchen hatte ihn oft irregeführt; er hatte sich erschöpfen müssen in Zärtlichkeit, Aufmerksamkeit, um ein gnädiges Lächeln seines schönen kleinen Götzen zu erhaschen. — Und jetzt, welches Wunder! — jetzt war er Herr und Meister, zitternd, mit klopfendem Herzen lag sie in seinen Armen.

Jetzt fuhr sie zusammen. Das waren Schritte! — Gleichgültig kühl legte sie ihren Arm in den seinen und ging mit ihm, und sie begegneten Heinrich Strobel, mit dem sprach sie harmlos und liebenswürdig, als hätte kein Windhauch ihre Seele bewegt. Ihrem Begleiter aber war, als würde ihm der Hals zugeschnürt, er hätte kein Wort hervorbringen können.

„Was für eine kleine süße Hexe war sie doch!"

Friedrich Herzlieb wollte heute nicht mit seinem Strobelmeier vom Rödchen hinabgehen, wartete nicht bis zum Morgengrauen bis beim Hahnewackel das Fest sich neu auflebte, sondern ging früher, als die Sommernacht dunkel, nachdem der Mond untergegangen war, über der Erde lag. Als er von seiner Braut Abschied nahm, flüsterte er mit ihr und frug sie bang und erregt und sie erwiderte ihm flüsternd und berührte leicht seine Lippen mit einem Küßchen.

„Aber du, tanz mir nicht — tanz mir nicht mehr," sagte er, da lachte sie und er stürzte davon in die dunkle Nacht hinaus.

„Wo ist er denn?" frug Heinrich Strobel, als er Schlimpimperlein allein auf dem Tanzplatz stehen sah.

„Fort ist er gelaufen."

Da lächelte Heinrich Strobel.

„Wie wär's denn mit 'nem Schwagertanz?" meinte er, „den wird er doch erlauben? Wir sind einander ungefährlich, wir beide, denke ich."

„Ich denke es auch", sagte sie kühl, „der Herr Schwager mag mich nicht besonders."

„Wenn Sie brav sind, Schlimpimperlein, mag ich Sie schon, weshalb nicht — schon um Ihrer Schwester willen."

„Sehr schmeichelhaft," sagte Schlimpimperlein.

„Und wenn Sie an Ihrem Vater gut machen, was Sie Böses getan haben!"

„Na, was denn?" frug Schlimpimperlin ungeduldig.

„Damals, im Winter, den Abend eh' ich den Herzlieb brachte."

„Daß ich nicht wüßte."

„Als der Vater Ihnen das Märchen erzählte."

„Ach gehen Sie, Herr Schwager, das ist nett nachträglich, da kann sich meine Schwester freuen, wenn Sie so sind. Der Vater hat das längst vergessen, mein Gott!" Sie war sehr ungeduldig.

„Das hat er nicht vergessen, Schwägerin, vielleicht vergißt er's sein Lebtag nicht. — Sie müssen das gut machen, Ludovika, mir hat's schon längst auf dem Herzen gelegen. Heut sag' ich's Ihnen.

„Diesen Vater, daß Sie den kränken konnten!

„Machen Sie's gut. Und nun den ‚Schwagertanz'."

„Er möchte nicht, daß ich tanze."

„So," sagte Heinrich Strobel lächelnd, „Sie böses Kind, vorhin wollten Sie doch, und nun weil ich Sie gescholten habe, möchten Sie mich strafen."

„Nein, er will es wirklich nicht."

„Ich bin da ausgeschlossen, meine Beste, bei dem Verbot. Sagen Sie ihm, Sie hätten mit dem Schulmeister getanzt, das ist ungefährlich."

Sie tanzten den Schwagertanz miteinander.

„Hast du mich mit dem kleinen Affen gesehen?" frug Heinrich Strobel seine Braut. „Wie nahmen wir uns aus?"

„Nicht besonders, mein Herr Liebster; wir sehen schon besser miteinander aus, glaub' ich."

„Das wollt' ich meinen. Sie ist ein Weibchen, wie ich dir sagte, geradeso ein Weibchen, wie ich damals

britische Regierung verlieh seinem jetzt regierenden Sohn jedoch den Titel Seine Erhabene Hoheit, da er riesige Geldmittel zur Verfügung stellte und auf alle möglichen Arten die Kriegsanstrengungen unterstützen half.

Die politischen Vorgänge in Haidarabad

Haidarabad war ein friedliebendes Land und während annähernd 40 Jahren berührten die Reformbewegungen, die in anderen Teilen Indiens ausgelöst wurden, die Bevölkerung nicht. Aber in den vergangenen 20 Jahren breitete sich der Geist für die Reform, von der Kongreßpartei unterstützt, über ganz Indien aus. Die über alle Provinzen zerstreuten Muselmanen machten gemeinsame Sache mit dem Kongreß, mit dem Ziel, die Reformen und somit die Selbständigkeit so bald wie möglich herbei zu führen. Jinnah war eines der aktivsten Mitglieder der Kongreßpartei. Einige gebildete Muselmanen, die an der Universität von Aligarh studiert hatten, hielten es jedoch für kluger, wenn die Moslems als Minderheit und von nicht sehr hoher kultureller Stufe ihre eigene Wesenseinheit bewahrten, als daß sie vielleicht von den Hindus beherrscht sein würden. Diese separatistische Bewegung wurde unter dem Namen Moslem-Liga ins Leben gerufen; deren Gründer und Leiter von Pakistan war Jinnah.

Mittlerweile zeigten die gebildeten Mohammedaner, die — aus den nördlichen Teilen Indiens stammend — hohe Posten in der Regierung des reichen Haidarabad eingenommen hatten, die Absicht, die Führung der Regierung in muselmanischer Hand zu sichern, damit die Hindus, die in der Bevölkerung die Majorität bildeten, in Zaum gehalten würden. In Verfolgung dieses Zieles wurden alle leitenden Stellungen in Haidarabad mit Mohammedanern besetzt und auch mohammedanischen Kandidaten bei der Wiederbesetzung einer Vakanz den Vorzug gegeben; dies alles zu einer Zeit, als beschlossen war, Indien aufzuteilen und dem Land die Freiheit zu geben. Von den 40 leitenden Persönlichkeiten in den Regierungsdepartementen waren 36 Muselmanen und von den 79 Regierungssekretären 66 Mohammedaner. Die hauptsächlich in den Händen der Moslems liegende Regierungsgewalt kam immer den Forderungen der Moslems und deren Bevorteilung zu gute. Daneben wurde noch eine spezielle Organisation, die Itehadmusalmin, geschaffen, in der jeder Mohammedaner schwor, die Macht der Muselmanen in Haidarabad zu beschützen.

Die Organisation gewann in den letzten paar Jahren eine immense Stärke unter der Führung von Kazim Razir, eines gebildeten Mannes mit fanatischem und sehr zweifelhaftem Charakter. Er saß auch schon im Gefängnis. Dieser Mann übernahm langsam die Macht; seine Anhänger, Razakars genannt, waren meist dubiose Elemente und wurden vom Kommandanten der Armee von Haidarabad ausgebildet. Nur die Razakars durften Waffen besitzen; es war keinem Hindu erlaubt, eine Waffe auf sich zu tragen oder in seinem Hause zu haben. Als Indien die Selbständigkeit erhielt, befanden sich im Staate Haidarabad rund 30 000 bewaffnete Razakars.

Indien zählte über 500 indische Staaten, die von Radschas und Maharadschas regiert wurden. Einige dieser Staaten waren so klein, daß sie nicht über genügend Mittel zur Bestreitung ihrer eigenen Ausgaben verfügten; andere wieder so groß, daß sie eigene kleine Armeen unterhielten. Anläßlich der Aufteilung wurde beschlossen, es den einzelnen Herrschern zu überlassen, ob sie sich Pakistan oder Hindustan anschließen sollten. Kurze Zeit zuvor hatte Jinnah speziell Besprechungen mit dem Nizam und empfahl ihm, sich Pakistan anzugliedern, aber S. E. H. gab keine definitive Antwort. Nach der Selbständigerklärung fragte Indien alle Staaten an, wem sie sich anzuschließen gedenken. Beinahe von allen ging eine Antwort ein. Der größte Teil bekannte sich zu Indien, einige andere zu Pakistan. Der Nizam von Haidarabad erbat sich eine Bedenkzeit für seinen endgültigen Entscheid. Die indische Regierung gewährte ihm hiefür ein Jahr. Die diesbezügliche Vereinbarung wurde das Stillhalteabkommen genannt. Während der Dauer dieses Stillhalteabkommens unternahm ein Engländer den Versuch, auf dem Luftwege die neuesten Typen von Gewehren und Waffen für die Regierung von Haidarabad zu beschaffen, wobei er gesetzwidrig indisches Territorium überflog. Zu diesem Zwecke wurden 5 Millionen Pfund nach London transferiert und in einer englischen Bank hinterlegt. Diese Aktion, die im Widerspruch zum Stillhalteabkommen stand, war von einigem Erfolg begleitet. Während dieser Zeit entfesselten Kazim Razir und seine Anhänger eine Terrorkampagne im Staate Haidarabad. Hindu-Häuser wurden angegriffen, Frauen grausam geschändet, Männer an die Wand gestellt und erschossen, Besitzungen verbrannt. Mehr und mehr spitzte sich die Lage dermaßen zu, daß in Haidarabad kein Hindu mehr seines Lebens sicher war. Indien konnte auf Grund des Stillhalteabkommens nicht einschreiten; der Nizam und seine Regierung hatten Vollmacht für die Staatskontrolle. Schließlich fragte der Generalgouverneur in einem Memorandum den Nizam an, ob er die Hilfe der indischen Armee wünsche, damit sie Ruhe und Ordnung in Haidarabad wieder herstelle, denn kurz vor der Aufteilung waren die im Land stationierten britischen Truppen abgezogen worden. In seiner Antwort führte der Nizam aus, daß keine Notwendigkeit für eine solche Hilfe bestehe und daß seine Regierung die gegenwärtige Situation meistern werde.

Die vorgekommenen Greuel und deren Folgen waren jedoch so entsetzlich und herzzerreißend, daß die indische Regierung letzten Endes doch einschreiten mußte. Sie entsandte eine Armee, die gegen die Razakars vorzugehen hatte. Drei Tage nach ihrem Einrücken herrschte wieder Ruhe und Ordnung in Haidarabad. Die Razakars mußten ihre Waffen abliefern, Kazim Razir wurde gefangen genommen. Nur etwa 20 Personen wurden getötet und rund hundert während der Aktion in Haft genommen. Der Nizam erließ daraufhin einen landesherrlichen Befehl, worin er mitteilte, daß er über das Erscheinen der indischen Armee glücklich sei. Er habe nichts unternehmen können, da die Razakars ihm die „Hände gebunden" hatten. Die Regierungsgewalt übe nunmehr der indische Militärgouverneur aus. Er appellierte an alle Muselmanen in der ganzen Welt, aus den Ereignissen in Haidarabad eine Lehre zu ziehen und keine Unruhen zu entfesseln, wie dieses in „Haidarabad durch die Razakars "geschehen sei. A. S.

Aus dem Englischen übersetzt von G. R.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Bei den Kindergärtnerinnen

Der Schweizerische Kindergartenverein hielt am 8. und 9. Oktober in Winterthur seine Hauptversammlung ab. In sorgfältiger Vorarbeit hatte die einladende Sektion für ein schönes, gut abgewogenes und nicht überladenes Programm gesorgt, und alles klappte aufs beste. Schönes Herbstwetter, überall Blumen, frohe Gesichter, gediegene Darbietungen. Ist es da ein Wunder, daß der große Festabend im Casino lauter frohe aufgeschlossene Gesichter sah, denen man so recht eigentlich ansah, wie tief beglückt und befriedigt sie von ihrem Beruf sind, und wie sonnig in ihr Leben die stete Sorge um unsere kleinsten Lieblinge scheint, wärmend, lösend, befreiend. Noch selten sah ich an einer großen Versammlung so durchgehend nur frohe, strahlende Augen. Möchten sie unseren „Gätti-Tanten" für immer bewahrt bleiben, zu ihrem eigenen und unserer Kinder Segen.

Regierungsrat Dr. Briner nahm als Erziehungsdirektor an dem Abend teil und skizzierte kurz den großen Aufschwung den gerade die Kindergarten-Stufe in den letzten Jahrzehnten genommen habe. Nach den neuesten Erkenntnissen über die Wichtigkeit der Erziehungseinflüsse in dieser Lebensstufe hat ein neuer Betrieb mit neuen Ideen und Zielen eingesetzt. Bei den vielen Schwierigkeiten, welche durch das moderne Leben der häuslichen Erziehung oft entgegenstehen, ist die Erziehung und seelische Pflege des Kindes im Vorschulstadium eminent wichtig. — Er gibt den Kindergärtnerinnen das Lob, „daß sie nicht verwöhnt seien", daß sie unentwegt selbst an ihrer Fortbildung arbeiten, und daß ihre Arbeit nicht aus unserem Volksleben fortzudenken sei. — In den Verhandlungen im Kanton Zürich über die neue Schulordnung sei auch die Frage der Verstaatlichung und des Obligatoriums des Kindergartens diskutiert worden. Beides sei aber als nicht wünschenswert abgelehnt worden, in der Meinung, daß kommunale und private Unternehmungen gut nebeneinander bestehen können, und daß vor dem Eintritt in das obligatorische Schulalter kein Zwang auf die Eltern ausgeübt werden solle. Im Kanton Zürich besuchen rund 15 500 Kinder einen Kindergarten, betreut von 420 Kindergärtnerinnen, wovon 50 in privaten, der Rest in kommunalen „Gärten" arbeiten. An der Tatsache, daß „die Montessori" für den Nobelfriedenspreis für 1950 vorgeschlagen sei, könne man erkennen, welche Wichtigkeit man der Vorschul-Erziehung durch die Kindergärten beimesse. —

Das ausgezeichnete Abendessen, bei denen „Schnitzel" serviert wurden von einem Quadratinhalt, daß die Frage laut wurde, ob der Bund für diesen Abend eine Fleisch-Verbilligungsaktion zu Gunsten der Kindergärtnerinnen „getätigt" habe, (da einzelne Portionen so ungefähr eine normale Wochenration für eine alleinstehende Frau ausmachten!) wurde gewürzt durch hübsche Darbietungen und sympathische Ansprachen.

Die drei Jahre lang im Amte stehende Zentralpräsidentin Fräulein Meister wird durch Fräulein Ruth Isliker, ebenfalls Zürcherin, ersetzt. Der Montagmorgen brachte zwei Vorträge, dessen ersten von Prof. Dr. Ganz über „Unser schönes Winterthur" die Berichterstatterin leider wegen häuslichen Pflichten verpaßt hat, der aber den Zuhörerinnen große Freude bereitet und das Verständnis für die fleißige, kunstliebende und traditionstreue Stadt sichtlich geweckt hat.

Eine Weihestunde im schönsten Sinn des Wortes schenkte der Vortrag von Fräulein Dr. E. Odermatt über das Thema: „Mensch werde wesentlich". Stufenweise führte sie die Zuhörerinnen von einem ethischen Begriff zum andern, vom Dienen zum Stillsein, von der Leistung zur Geduld und von der Liebe zur Freundschaft, vom Unwesentlichen zum Wesentlichen, von der Gabe froh zu sein und aus diesem Frohsinn heraus andern etwas sein und geben zu können usw. Und immer wieder führte sie alles, was in uns fest und rein werden möchte, zurück zu dem einzigen und nie versiegbaren Quell, aus dem allein alle guten Kräfte in uns strömen könne zu Gott. Unmöglich ist es, die Fülle der Gedanken, die Schönheit der Formulierung, die Wärme des Ausdruckes in einer Berichterstattung auch nur richtig anzudeuten.

Die Ergriffenheit der Anwesenden und der Dank für die schöne Stunde sprach um so beredter aus aller Augen.

Der Nachmittag brachte noch allerlei Unterhaltsames, die Besichtigung einiger Kindergärten, ein Kasperlitheater und eine ausgezeichnete Führung durch die gegenwärtige II. Ausstellung aus Winterthurer Privatbesitz, welche den Gästen aufs neue bewies, wie viel Wärme, Begeisterungsfähigkeit und Freude am Schönen in einer von hohen Kaminen beherrschten, unermüdlich arbeitenden Industriestadt zu Hause sein kann, und wie es für diese Stadt immer eine Freude ist auswärtige Gäste daran teilhaben zu lassen.

Und das dürfte wohl der Hauptzweck jeder sinngemäßen Erziehung sein, schon dem Kind, so klein es auch sei, die Freude am Schönen, Guten, Gütigen und Echten zu wecken. Möge die Gewißheit auch an ihrem Ort diesem Ziel zu dienen unseren lieben „Gättitanten" neue Kraft und Freude für die kommende Arbeit geben, in der Erinnerung an ihre Hauptversammlung 1949. El. St.

Politisches und Anderes

Die Wahlen in Oesterreich

An den Wahlen in Oesterreich haben mehr als 90 Prozent aller wahlberechtigten Männer und Frauen teilgenommen. Man ermißt daraus das Interesse, das alle Volkskreise zeigen. Die Volkspartei (bürgerlich) und die Sozialisten sind die beiden führenden großen Parteien geblieben, sie mußten aber 16 ihrer Sitze an die neue Partei „Verband der Unabhängigen" abtreten, die im wesentlichen als „Sammelbecken der ehemaligen Nationalsozialisten" angesehen wird; man spricht von einem Rechtsruck. Die Kommunisten bleiben mit 5 Sitzen eine kleine Gruppe.

Zur Ostdeutschen Republik

ist die Ostzone Deutschlands erklärt worden. Es war vorauszusehen, daß, nach der Bildung des Westdeutschen Staates, Rußland bald ein „pendant" zu schaffen gedenten werde. Während aber das westdeutsche Parlament Resultat freier Wahlen ist, hat man in Ostdeutschland den sog. Volksrat, in welchem seit langem Vertreter von Parteien, Gewerkschaften und andern Organisationen sitzen, einfach zur Volkskammer umgewandelt; als Ministerpräsident und Präsident dieser Volkskammer werden die beiden bisher führenden Kommunisten Grotewohl und Pieck genannt. Die Westberliner haben in einer großen Massenkundgebung gegen dies Vorgehen protestiert.

Noch immer Bordelle in Italien?

Italien ist das einzige Land Europas, das noch staatlich genehmigte Bordelle hat. 3320 Mädchen sind in ihnen registriert, also die Gefangenen der Bordellinhaber. Neapel steht mit 30 solchen Häusern an der Spitze, es folgen Rom und Catania mit je 20. Im italienischen Senat wird nun wieder einmal die Abschaffung der Häuser, d. h. Verbot der Bordelle, diskutiert. Die Linksparteien sind für Verbot, die Christlich-Demokraten seien zögernd. Das alte Argument aller Bordell-Befürworter, es würde die Straßenprostitution zunehmen, wenn keine solchen Häuser zur Verfügung stünden, kommt wieder ins Treffen ... überholte, unrichtige Anschauung! Aber der italienische Staat hat schöne Einnahmen aus den Häusern, da diese hoch besteuert sind!

Solidarität

Vergangenen Sonntag wurde im Wallis die neue Augstbord-Wasserleitung eingeweiht, welche den beiden kleinen Berggemeinden Törbel und Zeneggen im Oberwallis die Wasserversorgung sichert. Sie erfreut die alte, hinfällig gewordene Wasserführung aus dem 14. Jahrhundert. Die knapp 900 Einwohner haben ihre Wasserversorgung, die 2,2 Millionen Franken gekostet hat, den Subventionen von Bund, Kantonen, Hilfe für Berggemeinden, Fonds zur Unterstützung des Ackerbaues, u. a. m. zu danken.

„Los von Bern!"

An einer großen Kundgebung in Delémont sprachen die Vertreter der sog. Separatistenbewegung von ihren Forderungen, die darauf hinzielen, aus dem Berner Jura einen eigenen, den 23. Schweizerkanton zu machen.

Zur Leiterin

der neuen Fortbildungsschule für Krankenschwestern, welche vom Schweiz. Roten Kreuz geschaffen wird, ist Schwester Monika Wüst, Zürich, gewählt worden. Sr. Monika Wüst ist Präsidentin des Schweizerischen Verbandes diplomierter Krankenschwestern. E. B.

Im letzten Jahr sind in der Schweiz tausend Frauen und Mütter an Krebs der Genitalorgane gestorben. Nach der bisherigen, zuverlässigen Statistik hätten bei rechtzeitiger Erkennung und Behandlung des Leidens mindestens 800 Frauen gerettet werden können.

„Das Beste?" nein!! – Nur Pic-Fein!

meinte, eine Katze — Was weiß ich! Prost Mahlzeit, wenn bei Herzliebs einmal die Herzliebe verraucht und die Tasse Schokolade ausgetrunken sein wird, möcht' ich um die Welt nicht in Friedrichen seiner Haut stecken.

„Jetzt ist der arme Teufel so verliebt, daß er davongelaufen ist. Vor so einer fressenden Liebe bewahre einen der Himmel."

Heinrich Strobel und Ludschevadel hielten den Hahnewackel aus bis zuletzt.

„Auch des Lebens Hahnewackel miteinander, so Gott will, bis ans Ende," sagte Heinrich Strobel, und Anne Ludschevadel gab ihm die Hand darauf.

„Wenn die Kinder," fuhr er etwas weitsichtig fort, „einmal alle verheiratet und untergebracht sind, da haben wir beiden Alten dann unsern Hahnewackel, dann leben wir noch einmal auf, gerade wie das Hegemahl." Das Bild gefiel ihm und er spann es aus und variierte es noch weiter, und seine Braut hörte ihm friedlich und glücklich zu.

Die Nacht, die auf diese festlich durchlebte folgte, erwachte Ludschevadel, sie schlief mit Schlimpimperlein in der Dachkammer zusammen. Der Mond schien durch das Kappfenster in einem breiten Strahl in das Zimmer hinein. Die alte Schwarzwälder Uhr tickte, und Ludschevadel konnte nicht wieder zum Einschlafen kommen. Sie dachte an Heinrich Strobel, an das schöne Fest, an ihr tiefes stilles Glück, an die Zukunft, die so schön und sicher vor ihr lag, an ihr künftiges Heim, an ihre Aussteuer, an alles, was sie an der Seite des geliebten Mannes erwartete. Wie wollte sie es ihm hübsch und behaglich machen! Sie lächelte dabei, als sie sich's vorstellte, wie gut er's haben würde; die schwere Jugend sollte ihm vergessen gemacht werden.

Mit einemmal aber hatte sie das unbestimmte Gefühl, als wäre sie allein im Zimmer, als wäre Schlimpimperlein nicht da. „Ludovitchen," rief sie vorsichtig, um sie nicht zu wecken, und doch so laut, daß die Schwester es hören konnte, im Fall sie auch wach läge.

(Fortsetzung folgt.)

Schafscheren

Die Schafe haben den Sommer auf der Alp verbracht, kaum gehütet vom Hirten, der mit den Ziegen genug Arbeit hat. Er läßt die Schafe mit ihren Lämmern ziehen. Manchmal sieht er sie tagelang nicht. Im Herbst mögen ihm einige Tiere fehlen. Sie sind über die Grenze gegangen und verschwunden. Die Herde treibt er ins Dorf zurück. Es ist ein Ereignis, wenn die dicht gedrängte Schar blöckend auf der Piazza eintrifft, wo jede Familie aus dem wolligen Gewühl ihre Häupter sucht und sie mit Salz in den eigenen Stall lockt. Ein paar Tage läßt man die Tiere noch in ihrem dicken Pelz den glattrasierten Hängen entlang weiden. Sie sind anzubinden wie Schafe aus einer Spielzeugschachtel. Dann werden sie geschoren.

Die jungen Töchter meines Nachbarn, Virginia mit der roten Mähne und Rosamaria, die Schöne, erscheinen auf dem Hof vor dem Schafstall, begleitet von schnatternden Gevatterinnen. Sie bringen Tücher, Säcke, Scheren und einen Wetzstein. So viel Frauen da sind, so manches Schaf wird aus dem Dunkel gezogen. Virginia hebt die Tiere mit festem Griff in die Wolle auf, legt sie auf die Seite und hält sie fest, während Rosamaria ihnen die Füße mit einem Strick fesselt. Die Jungschafe benehmen sich ungebärdig, versuchen aufzustehen, erzwingens schier, um sogleich wieder hinzustürzen. „Sie tun, als wollten wir sie schlachten", lachen die Mädchen. Die älteren Tiere ergeben sich rasch in ihr Los, legen den Kopf geduldig auf die Erde und harren der Dinge, die da kommen sollen. Die Schere setzt ein, beim Kopf beginnend, folgt dem Hals und schält von der Rückenlinie aus den Leib des Geschöpfes langsam aus seinem Fell. Wie Schaum, weißer, gelblicher oder brauner, bauscht sich das Vlies rings um das Tier, das nackt in seiner rosig durchschimmerten Haut an eine sehr decolletierte Dame um 1900 erinnert, die ihre von Schwanenpelz oder einem Straußenboa umrahmte Büste präsentiert. Auch der Ausdruck des Tieres ist damenhaft distinguiert. Es verrät keine Gemütsbewegung, auch wenn der Schnitt so nah der zarten Haut erfolgt, daß sich ein roter Streifen abzeichnet, oder wenn mit der Schere eine Zecke aus dem Fleisch gebohrt wird, so daß eine kleine Wunde entsteht. Die Mädchen scheinen besonderen Spaß zu finden an der Zeckenjagd. Sie flüstern sich allerlei grausliche Geschichten zu, wie denn und wo überall, auch am menschlichen Körper, sich diese widerlichen Parasiten einnisten können. Erstaunlich fürwahr, finde ich. Der Bauch und die hintere Partie der Schafe sind nicht so leicht von der Wolle zu befreien. Die Tiere werden nervös und liegen, die Frauen müde von der unbequemen Haltung. Um rascher zu arbeiten gehen sie mit der Spitze des Instrumentes voran ins Fell. Die Tiere zucken bei jeder Berührung. Endlich wird ihnen die Fessel gelöst. Sie springen nicht auf, sie bleiben in der Lage von Biscuit-Osterlämmer inmitten ihres ausgezogenen Kleides knien, bis ein klatschender Schlag auf ihre frische Blöße sie ermuntert zu enteilen.

Mein Schaf ist schwarz. Es liegt vor mir und schaut mich aus unergründlichen, sehr schönen, gelben Augen an. Seine Nase blinkt feucht vor Aufregung und in seinem Magen knurrt es seltsam. Von Zeit zu Zeit blöckt es, wie ein Mensch, der ein Schaf nachahmt. Der Laut beunruhigt mich. Wen scheren ich da? Die Haut, vom Haar befreit, kommt dunkel zum Vorschein gleich der Haut eines Negers, sehr warm, fein anzufühlen und geölt. Den Körper des Tieres im Gang der Arbeit abtastend erfahre ich sein Wesen, das sanft, eigensinnig und mütterlich ist.

Unterdessen haben die beiden Schwestern den Bock vorgenommen. Sie fürchten sich etwas vor ihm, aber da die Frauen sie damit neckten, nehmen sie's auf die Ehre. Das große Tier liegt stattlich und dick unter den Händen der Mädchen und guckt sie aus unver-

Zur Diskussion über den FHD

Rückenschuß aus dem Lager der FHD.

Wir Frauenrechtlerinnen treffen im Kampf um unsere Sache immer wieder auf Gegnerinnen; — unter den Soldatinnen unserer Armee, im Frauenhilfsdienst, hätten wir sie aber allerdings zuletzt vermutet.

Im Verweisen um die Frage, warum wohl der Aufruf des Eidg. Militärdepartementes zum Beitritt in den FHD beinahe erfolglos verhallte, erschien im Frauenblatt vom 30. September als Reaktion auf einen Brief des Frauenstimmrechtsvereins Zürich ein Artikel von FHD Steffen Elisabeth, auf den einzugehen geboten scheint. Da wird zuerst einmal „mit allem Nachdruck" Distanz geschaffen zwischen dem FHD und der „politischen Frage des Frauenstimmrechts" und sodann pathetisch das Ziel des FHD genannt: Erhaltung unseres freien Vaterlandes, welchem „geschichtlichen Auftrag über 20 000 FHD des vergangenen Aktivdienstes dienten und dem auch jene Schweizerinnen dienen, die sich jetzt wiederum der Armee zur Verfügung stellen." Warum diese Feststellungen? Haben andere Frauen dem Vaterland nicht ebenso gedient während der vergangenen Kriegsjahre? Im Beruf z. B., wo sie ihre Kollegen vertreten mußten, als Hausfrauen und Mütter, deren Männer monatelang im Militärdienst waren und die allein mit den Sorgen um die Familie fertig zu werden hatten? Gerade die Erfahrungen der letzten Jahre haben viele Frauen wachsam gemacht gegenüber dem politischen Leben in unserm Lande. Diese Frauen haben sich den langjährigen Kämpferinnen um die politische Gleichberechtigung der Schweizerin angeschlossen und erstreben mit ihnen dieses Ziel in der Ueberzeugung, daß die Schweizerin gleich wie der Schweizer am politischen Leben teilnehmen sollte. Im zitierten Artikel heißt es weiter: „Wir wissen aus Erfahrung, daß die FHD nicht beabsichtigt, durch ihren Armee-Dienst ein politisches Ziel wie z. B. das Frauenstimmrecht zu erreichen." Natürlich nicht! Das wäre auch kaum der Weg dazu. Wir unsererseits wissen aber, ebenfalls aus Erfahrung, daß die Zahl der Frauen steigt, welche es als ungerecht empfinden, wenn man sie einerseits zu Hilfeleistungen aufruft, andererseits aber wie Unmündige behandelt. FHD Steffen bedauert den Brief des Frauenstimmrechtsvereins Zürich im Schweizer Frauenblatt, weil er ihrer Meinung nach negativ wirkt. Wörtlich sagte sie: „Das Problem liegt tiefer und seine Lösung findet sich in der Weckung eines lebendigen Verantwortungsgefühls der Schweizerfrau gegenüber ihrer Heimat im Sinne des erwähnten geschichtlichen Auftrages und nicht im Sinne der Erreichung eines rein politischen Zieles."

Um die lebendige Verantwortung geht es in der Tat. Nicht nur beim Beitritt zum FHD, sondern auch in der Einstellung zum Frauenstimmrecht. Es gibt viele Arten, dem Heimatland zu dienen. Eine davon ist zweifellos der Frauenhilfsdienst in der Armee. Es ist aber reichlich naiv zu glauben, Armee und Politik, oder sagen wir einmal Armee und öffentliches Leben hätten absolut nichts miteinander zu tun. Es ist auch falsch, vom Frauenstimmrecht als einem „rein politischen Ziel" zu reden. Die Verleihung des Stimm- und Wahlrechts an die Schweizerin ist eine weitere Art, Kräfte für den Dienst am Lande freizumachen, deren es bedarf, um sich weiterentwickeln zu können.

Marie Paravicini-Vogel

Liebe Redaktion!

Mit großer Genugtuung habe ich konstatiert, daß es sich endlich regte im Blätterwald betreff freiwilliger Anmeldungen für den militärischen weiblichen Hilfsdienst. Der ausgezeichnete Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung" hat alles ausgesprochen, was man darüber sagen und denken kann. Aber nun, warum nicht die Konsequenz daraus ziehen um frisch und frei zu sagen, was man haben möchte: Forderung gegen Forderung? Der Bundesrat wünscht und verlangt Hilfe von den Frauen in Belangen, die sonst nur von männlichen, vollen Bürgern verlangt werden. Also als Gegenleistung gebe er nun den Frauen auch vollen Bürgerwert und Bürgerrecht. Das Volk wird es nie tun, das wissen wir Frauen nun bereits. Aber die Bundesversammlung kann es. (Wenn nicht das Referendum ergriffen wird! Red.) Die Dachorganisation der Frauenverbände soll wieder einmal energisch vorgehen und dann wird man sehen, wie sie aufgenommen werden wird. Die Schweiz ist jetzt bald das einzige Land in Europa, das der Frau nicht die gleichen Rechte gibt, wie dem Mann. Es sind in der letzten Zeit viele unterjochte Völker aufgestanden und haben gekämpft um der Freiheit willen, um das Recht auch mit zu regieren und mit zu raten, nicht immer nur zu dienen. Alles dient dem Vaterland, das Dienen und Raten und Regieren; aber es soll ein Dienen in Freiheit sein und im gleichen Recht für alle.

Eine enttäuschte alte Großmutter. L. B.-B.

Der Sparer — ein eidgenössisches Verdingkind?*

«It 's a long way to Tiperary», sangen voll Wehmut im Ersten Weltkrieg die englischen Soldaten. Es ist auch ein langer Weg, hat sich in diesen Jahren manch melancholisch gestimmter alter Sparer gesagt, bis die Oeffentlichkeit sich um das traurige Los jener Volksschicht zu kümmern begann, die zum eigentlichen Opfer der Geldentwertung wurde.

Immer noch gilt eben das Sprichwort, daß man sich wehren muß, um überhaupt beachtet zu werden. In dieser Erkenntnis haben sich vor Jahresfrist die Sparer und Kleinrentner in unserem Land zu organisieren begonnen und eine Art „Schutzverband" gegründet, die in Zürich domizilierte „Vereinigung zum Schutze des Mittelstandes, der Sparer und Rentner." Entsprechend ihrer Zielsetzung: die Oeffentlichkeit aufzuklären über die heutige Situation der Sparer, die Bedeutung des Sparsinnes für Volkswirtschaft und Staat und die sich aufdrängenden Maßnahmen, gibt die Vereinigung unter dem Titel: „Der Sparer — eidgenössisches Verdingkind?" eine erste, von ihrem Sekretär Rudolf Johanni verfaßte Publikation heraus.

Die kleine Broschüre ist es wert, von allen um das Wohl unserer Demokratie Interessierten aufmerksam gelesen zu werden. Das Problem ist weit gefaßt. In einem ersten Teil setzt sich der Autor in grundsätzlichen Betrachtungen mit der Bedeutung des Sparers in privatwirtschaftlichem, volkswirtschaftlichem und staatspolitischem Sinn auseinander, wobei er zum Schluß kommt, daß Sparwillen und Sparmöglichkeit entscheidend sind für die Existenz unseres Mittelstandes ganz allgemein.

Den modernen Propheten, welche die Bedeutung des Sparens zu bagatellisieren suchen, wird in fundierter Beweisführung entgegengehalten, daß Sparen auch heute noch eine Tugend geblieben ist. „Wer spart, dient seinem eigenen Wohle und ist weit davon entfernt, der Gemeinschaft zu schaden, er dient auch ihrem Wohl. Privates und öffentliches Interesse stehen hier im Einklang". „Ein Volk, das nicht mehr sparen will oder sparen kann, hat auch keine Mittel für Kulturzwecke, keine materiellen Kulturreserven", schrieb Prof. E. Brunner in seinem bekannten Werk „Gerechtigkeit". Die Geschichte lehrt, daß Völker, die nicht imstande sind, zu sparen, mit der Zeit in wirtschaftliche Abhängigkeit von andern Ländern geraten. Sehr leicht läßt sich nachweisen, daß unsere Neutralitätspolitik ihre nicht geringste Stütze gerade auch in dem hohen Maß der Selbstfinanzierung unserer Volkswirtschaft gefunden hat. Eben diese Selbstfinanzierung gab uns die Möglichkeit, wirtschaftlichen Druckversuchen des Auslandes mit der nötigen Festigkeit entgegenzutreten.

In einem besonderen Kapitel wird die Verlagerung der Einkommen und die Entwertung der Sparguthaben seit Kriegsausbruch untersucht. Das hier zusammengetragene, systematisch geordnete Material ist geeignet, auch dem Kurzsichtigsten die Augen zu öffnen für die Gefahren einer Entwicklung, in die auch unser Land eingetreten ist. Drei eritmals publizierte graphische Darstellungen geben ein über die Maßen eindrucksvolles Bild vom Rückgang des Realeinkommens der Sparer, Rentner und Pensionsbezüger. Angenommen, daß ein Rentner im Jahr 1938 Fr. 100.— Einkommen bezog, so schmolzen diese Fr. 100.— bis 1948 auf etwa Fr. 36.— zusammen. Nicht nur das Real-, sogar das Nominaleinkommen war seit 1938 rückläufig, während es bei allen andern Einkommensbezügern im Zug der Geldentwertung eine Erhöhung erfuhr.

Die Ursachen der Notlage, in welche die alten Sparer geraten sind: Geldentwertung, Steuerdruck, Zinsfußreduktion, werden anhand von Zahlenmaterial eingehend erörtert. Sehr aufschlußreich sind dabei die Angaben über die zahlenmäßige Zusammensetzung der Sparkassenbüchlein nach ihrer Größenordnung; sie zeigen, daß es in der Schweiz viele Tausende von kleinen Leuten sind, welche über das Gros der Einlageguthaben bei den Kantonal- und Lokalbanken verfügen, und daher Zinsmanipulationen nicht nur eine Angelegenheit der „Großen" sind.

Das Schwergewicht legt die Schrift aber nicht auf die materielle, sondern auf die grundsätzliche, die staatspolitische Seite des Problems. Der Sparwillen entspringt dem Bestreben der Bürger zur Selbstverantwortung; er ist jener Geisteshaltung entgegengesetzt, die alles nur vom Staat erwartet. „Weil wir daran glauben", so schließt der Verfasser, „daß nur der freie, selbständige Mensch seine ihm von Gott zugedachte Mission des Schöpferischen, des von Generation zu Generation die geistigen und kulturellen Werte weitergebenden Individuums als Glied einer irdischen Gemeinschaft erfüllen kann, sehen wir nicht im Zentralismus, im „marxistischen Sozialstaat", nicht in der Befehlswirtschaft im Machtstaat und im Massenmenschen unser Ideal, sondern in einer Geisteshaltung, die viel von sich und wenig vom Staat verlangt, in einer Staatsform, in der Freiheit und soziale Gerechtigkeit für alle gelten." Für alle, das heißt: auch für die „vergessenen Alten".

* Rudolf Johanni: „Der Sparer — eidgenössisches Verdingkind?", herausgegeben von der Vereinigung zum Schutze des Mittelstandes, der Sparer und Rentner, Postfach 112, Zürich 22.

Und alles wegen eines neuen Kamins!

Unter diesem erstaunlichen, und den „Gewunder" weiter Kreise erregenden Stichwort, hat die Frauenzentrale Winterthur am 5. Oktober einen „heiteren Abend" veranstaltet, der in allen Beziehungen heiter und fröhlich verlaufen ist. Mit dem neuen Kamin verhält es sich so, wie es sich mit allen Reparaturen in alten Häusern verhält, sie sind unumgänglich, und die Kosten dieser Unumgänglichkeiten sind so unzugänglich, daß eine soziale Institution an das soziale Gewissen ihrer treuen Freunde appellieren muß. Sonst müßte sie einen Großteil ihrer Finanzen dem sozialen Zweck, die bestimmt sind entziehen, um dem unumgänglichen neuen „Chämi" zum Dasein zu verhelfen und die Frauenzentrale nicht gelegentlich an Herrn Brändli abtreten zu müssen, oder ihre darin amtierenden Frauen dem Erfrieren auszusetzen.

So erklärte die Präsidentin Fräulein Weber den Grund zu dem Wunsch, aus der Heiterkeit der Einladenden und der Erschienenen die finanzielle Sanierung einer verheerenden Kaminrechnung zu erreichen, in einer Form, welche auf beiden Seiten nur eitel Freude auslösen sollte. Dies geschah auch vollständig. Die Gäste erschienen zu Hunderten, um ihre Dankbarkeit an die F. W. zu bekunden. Was, eine poetische Revue über die Tätigkeit der Frauenzentrale Winterthur träf und witzig zu erzählen wußte, ergänzt durch eine Serie Lichtbilder, was eine durch junge Künstler fein dargebotene „musikalische Komödie" von Edwin Fischer an hübschem Spiel und gutem Gesang vermittelte, was der Vertreter der Stadt Winterthur gehaltvoll und voll Neckerei den „dem Heim entzogenen" Frauen servierte, schuf alles eine vorzügliche Stimmung.

Eine Stimmung, die mühelos und restlos nachher in kürzester Frist mit wahren Gebirgen guter Sachen, die alle geschenkt worden waren, fertig wurde, so daß zu hoffen ist, daß an die Kamin-Rechnung ein schöner Batzen eingegangen sei, anjonst alle Teilnehmer sicher gerne in absehbarer Zeit falls eines, wegen des Kamins, schlechten Jahresabschlusses wieder einmal in heiterer Laune so viele und so gute Kuchen zu essen, sich bereit erklären, und so hübsche junge Stimmen singen und so nette Reden halten zu hören, sich freuen würden. Sagte doch meine Nachbarin: „Es ist einfach ein wunderbares Gefühl so viele gute Dinge essen zu dürfen und zu wissen, daß man damit ein gutes Werk tut. El. St.

Von Storchennestern und 40 000 Kriegswitwen

Was wohl Störche und Kriegswitwen miteinander zu tun haben, werden Sie sich fragen. Etwa sowie wunderliche Dinge im Ablauf eines Traumes, denn ist ein großes Erlebnis nicht wie ein Traum? Es war eine gemischte Gesellschaft, die früh morgens an der Grenze Lysbüchel den Autocar bestieg, um eine Fahrt nach Saarbrücken anzutreten. Doch der Kontakt stellte sich bald her, nämlich bei der Sicht des ersten Storchennestes, denn diese Vögel sind von blühenden Legenden umgeben, und das Paar tat uns den Gefallen vom Morgenrundgang schon zurück zu sein. Weiter ging die Fahrt durch die fruchtbare Ebene, wo Korn und Reben, Mohn Kartoffel- und Tabakfelder, in Ausmaßen, wie wir sie bei uns nicht kennen, abwechselten. Links zeigten sich die Vogesen hin, und rechts zeichneten Baumkronen und Kirchtürme Filigranornamente in den hellen Horizont. Und wo wir den Dörfern näher kamen wurden auch die Storchennester sichtbar; das letzte und interessanteste sahen wir in der Kolmarertasche. Ostheim ist total zerstört, von der Kirche ist eine Mauer übrig geblieben, die als Kriegsdenkmal erhalten bleibt, und auf ihr thront das alte Strochennest als Sinnbild des Lebens das weiter geht. Natürlich zeugen auch die vielen Brükken- und Wohnbauten vom menschlichen Willen einer ruhigeren Zukunft entgegenzugehen.

In Saarbrücken angekommen wurden wir im Bunkerhotel untergebracht. Vier Stockwerke ragt es über den Boden und ist natürlich ohne Fenster. Die Zimmer haben die normale Größe wie in unsern Hotels, und sie werden auch nachts gut und leise ventiliert. Wenn man aber bedenkt, daß darin 5000 Personen, 30 pro Zimmer, bei Luftangriffen Unterkunft suchten, kann man sich kaum vorstellen wie es sich darin atmen ließ.

„Das Saargebiet ist eine uneinnehmbare Festung! Jeder Einwohner ist ein ausgebildeter Soldat!" So hatte Goebbels in einer Radiorede geprahlt. Als Antwort der Alliierten folgte ein langandauernder Luftangriff, der den größten Teil der Stadt, samt der mächtigen Kaserne vernichtete. Wohl sind Notwohnungen errichtet, aber sie reichen bei weitem nicht aus, und so wird jeder irgendwie gedeckte Raum ausgenützt. Man trifft Häuser, bei denen rechts und links die Zimmer eingestürzt sind und nur der mittlere Teil verwendbar ist. Es sind die ärmsten der Armen, die hier wohnen. 40 000 Kriegswitwen sind im Saargebiet rentenberechtigt. Aber ihre Rente ist so klein, daß sie über die billigen Kellerwohnungen noch froh sein müssen. Wir haben solche Unterschlüpfe in den zerschossenen Kasernen besucht. Welche Tragik, Kriegswitwen wohnen in zerschossenen Kasernen! 29 Frauen mit 72 Kindern. Der Eindruck war überwältigend. Neben schmutzigen, allerprimitivsten Höhlen sah man das heroische Bemühen der Mütter, die Kinder rein zu kleiden. Eine Frau hatte den Schuttboden sogar mit zusammengelesenen Holzstückchen belegt und die feuchten Wände mit Karton überspannt. Meistens sind es evakuierte Familien, oft auch mit kriegsgeschädigten Männern, die gesetzmäßig auf dem Lande zu bleiben hätten. Doch da sie in der Stadt eher einen Nebenverdienst finden, sind sie ohne Bewilligung zurückgekehrt und aus den Kellerwohnungen nicht zu vertreiben.

Das Saargebiet ist ein typisches Kohlenland. Es wurde uns ermöglicht ein Bergwerk über Tag zu besichtigen. Wir wollen nicht von der imposanten Maschinenhalle, dem großen Förderrad und Förderschacht mit den ein- und ausfahrenden Wagen, den Geleiseanlagen und Holzlagern sprechen, sondern über das, was uns im Herzen weh getan hat. In der Sortiererei, bevor die Kohle an die Wäscherei und Sieberei geht, laufen vier breite Bänder, und hier ist der einzige Platz, wo Frauen verwendet werden. Aber es will uns nicht einleuchten, daß dies nun Frauenarbeit sein soll. Sie haben von den rasch laufenden Bändern die Steine aus den Kohlen heraus zu lesen, oft sind es mächtige Blöcke an denen zwei Frauen schwer zu tragen haben. Man kann sich kaum vorstellen, welche physische Belastung dies für die Frauen darstellt den ganzen Tag und in diesem Tempo Steine zu sortieren. Aber es wurde uns gesagt, daß es, welch andere Tragik, eine privilegierte Arbeit sei, da nur Kriegswitwen und Frauen von Kriegsinvaliden hier angestellt werden. Der Taglohn ist bescheiden (Frauenlohn ist meistens bescheiden) in Schweizerwährung umgerechnet rund 4 Franken. Und dennoch sind die Frauen froh Brot für die Kinder und den arbeitsuntauglichen Mann zu erschaffen.

schämten Augen spöttisch an. Virginia schimpft, immer seien es die Widder, die so fett würden, die armen Schafe dagegen, die die Lämmer werfen müßten... Da packt der Bock Virginias Rock und zerrt daran. Sie ärgert sich, weil man ihre Beine zu sehen bekommt. „Laß, Wüster", schreit sie ihn an und gibt ihm einen Stoß. Rosamaria lacht schadenfreudig. Nun faßt das Tier aber ihre Zöpfe und will sie fressen. Getreisch, Gejammer. Jetzt freut sich Virginia. Die Frauen schauen zu, die Schere erhoben. Sie wollen sehen, wie die Mädchen mit den heikleren Partien des Gefesselten fertig werden. Je nackter der Widder sich zeigt, umso langsamer scheren die Mädchen. Der Augenblick kommt, da sie sich ratlos anblicken. Die Frauen brechen in Gelächter aus. Schließlich wird der Bock mit einer Badehose aus eigener Wolle entlassen. Verächtlich stolziert er davon.

Fast alle Schafe sind geschoren. Die Frauen haben fettriefende Hände und Schmielen an den Fingern. Ihre Gesichter glänzen rot. Die Mädchen lachen längst nicht mehr. Endlich ist auch das letzte Schaf geschoren und springt als nackte Kreatur davon.

Unrecht scheint's mir, die Tiere jetzt, wo's kalt wird, ihrer natürlichen Hülle zu berauben, Virginia seufzt aus Herzensgrund. Doch der gibt eine andere Betrachtung zu schaffen. „Nun habe ich keine Zeit mehr, mein Haar auf Sonntag aufzuwickeln".

„Sei froh, neckt Rosamaria, „daß wir dir nicht deinen roten Schopf abgeschnitten haben, wie den Schafen die Wolle". Das Bild der kahlgeschorenen Virginia wirkt so erheiternd, daß darob die Müdigkeit vergessen wird. Helle Lust am Scherzen überkommt die Schererinnen. Wie trunken von süßem Wein wanken sie, die gefüllten Wollsäcke auf dem Rücken, nach Hause. Ich höre sie lange noch lachen und kichern, während die Schafe friedlich über die Matten ihrer Wege ziehen wie zur Zeit, da das Heilige Land, in anderem Sinne als heute, im Brennpunkt des Interesses stand, weil die Hirten auf dem Felde, als Erste, die Kunde erhielten: Friede auf Erden.

Aline Valangin

Klavierabend Maria Sobo

Die polnischen Vereine Winterthurs hatten am 4. Oktober in unserem Casino die in der Schweiz bisher noch unbekannte polnische Pianistin Maria Sobol zu einem Klavierabend verpflichtet. Die junge Polin kann füglich als Wunderkind bezeichnet werden, trat sie doch nach einem schon als Fünfjährige begonnenen ersten Unterricht im Alter von neun Jahren zum ersten Male öffentlich auf in Warschau. Ein schweres und wechselvolles Schicksal (sie war u. a. eine Zeitlang in einem Konzentrationslager gefangen gehalten) vermochte ihre Begabung nicht zu hemmen, hat ihr im Gegenteil vielleicht eine Reife und Ueberlegenheit gegeben, wie sie in solchem Alter sonst nicht eigen ist. Bald nach ihrer Befreiung durch die Amerikaner bot sich ihr Gelegenheit zu Konzertreisen. In London setzte sie ihre unterbrochene Ausbildung fort und konnte bald mit dem Londoner Symphonie-Orchester zusammen musizieren. Prof. Cherbuliez und Prof. Fischer wurden auf ihr pianistisches Können aufmerksam und ermöglichten auch ihre Schweizer Bekanntschaft.

Nach dem ersten Auftreten in Winterthur hatte man entschieden den Eindruck, daß dies nur ein Anfang ist und daß wohl weitere Konzerte in der Schweiz folgen werden. Zwar muß festgestellt werden, daß der Eindruck des ersten Konzertes von Maria Sobol noch sehr uneinheitlich war. Eine eminente Fingertechnik, eine große Modulationsfähigkeit des Anschlages, sicheres Gedächtnis und eine fast berauschende Virtuosität sind viel, aber sind nicht alles. Und daß sie unter Umständen zu einer Gefahr für das Stilempfinden, für das geistig-seelische Erfassen eines Werkes werden können, zeigte sich hier in einem sehr großen Ausmaße. Der erste Programmteil (Bachs Chromatische Fantasie und Fuge, Beethovens „Appassionata") litt empfindlich unter dem Mangel an Stiltreue, es war eine Welt, in der Maria Sobol keineswegs zu Hause zu sein scheint. Keine Brillanz und kein noch so großer technischer Aufwand konnten darüber hinwegtäuschen. Maria Sobols Technik wirkt zwar elementar, aber nicht in jenem tieferen Sinne empfunden und gelöst, wie das beim Vortrage von Bach und Beethoven nun einmal unumgänglich nötig ist. Beethoven verträgt kein technisches Feuerwerk à la Liszt und ein übermäßiger Pedalgebrauch mag den Impressionen Debussys und Ravels entsprechen, nie und nimmer aber der klaren Linienführung Bachs.

Umso mehr wurde man von der zweiten Programmhälfte gefesselt, ja bezaubert. Hier war unsere Solistin nun in ihrem eigenen Element, und ihre stupende Technik konnte sich voll entfalten, ohne stilwidrig zu werden. Besonders des Ukrainers Karol Szymanowiti Etude in b-moll und Ravels „Alborada del gracioso" waren eigentliche Glanzleistungen. Auch Chopins Balladen Op. 23 und 38 und seine drei Etuden ließen aufhorchen, mochte die Pianistin hie und da wohl etwas zu sehr sich selber spielen. In Anbetracht ihrer Jugendlichkeit und daher ihrer Entwicklungsfähigkeit dürfen wir für die Zukunft bestimmt Vielversprechendes erwarten. G. H. S

Bertha Züricher †

In Bern starb in ihrem 81. Lebensjahr die Malerin Bertha Züricher. Ursprünglich Arbeitslehrerin, ging sie frühzeitig zur Malerei über und setzte sich in Paris fest, wo ihre Bilder durch ihre kräftige Art auffielen. Das französische Blut, das in ihren Adern rollte, zog sie immer wieder aus ihrer Berner Heimat nach Frankreich. Sie lebte viel im französischen Süden, malte das Meer, wie sie zu Hause die Berge malte. Daneben galt ihre Liebe den Blumen und Kindern. In zahlreichen Holzschnitten, von Hand, farbig gedruckt, glossierte sie gelegentlich die Mißstände der Kunstpolitik. E. Gg

Außer den Nachwehen des Krieges zeigt sich auch viel Positives im Land, das sich autonom regiert, und über dem nur ein Hochkommissar steht. Wirtschaftlich ist es an Frankreich angegliedert, wodurch es sich rascher erholen konnte. Es ist ein reiches Industrieland, neben 24 Zechen, gibt es 28 Hüttenwerke. Die Arbeiter sind gut entlöhnt und leben in einem gewissen Wohlstand. Die meisten Bergleute wohnen auf dem Lande, sie werden mit dem Betriebsautocar von und zur Arbeitsstätte gebracht. Eigentümlicherweise liegen die Zechen meistens in den Wäldern, sodaß das schöne, hügelige Landschaftsbild kaum beeinträchtigt wird.

Mit tiefen Erlebnissen bereichert verließen wir Saarbrücken wieder. Unter den Dächern der Kastanienbäume ging es die Chausse entlang in das Hügelland hinein, wo kilometerweit die Straße zur Berg- und Talbahn wird. Wir besichtigten das prachtvolle Münster in Straßburg, und fuhren an den schlafenden Störchen vorbei durch das Oberelsaß Basel zu.

Elisabeth Gerter

Die Pflicht, von Ludwig Winder, im Steinberg-Verlag Zürich erschienen.

Es ist ein Kriegsroman, den uns Winder damit schenkt und daher möchte man das Buch vorerst ablehnen mit der Bemerkung „genug dieser Berichte". Je weiter man jedoch liest, destomehr fühlt man sich mitgerissen und gepackt. Es wird einem so recht bewußt, daß das Geschehen um den kleinen tschechischen Beamten Radar von Winder selbst erlebt worden sein muß und man realisiert, daß viele dieser Menschen, die die Schreckensherrschaft der Nazi oder der Roten erlebt haben, sich gedrängt fühlen, ihre Erlebnisse niederzuschreiben. So muß auch „Die Pflicht" aus innerstem Drang entstanden sein. — Winder besitzt große, plastische Ausdrucksmöglichkeiten, die vor allem in der Charakterisierung der Haupt- und Nebengestalten gipfelt — Es ist kein Geschenkbuch, das uns hier vorgelegt wird, aber ein Zeitdokument, dessen drastischen Eindruck sich niemand entziehen kann.

c. w.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26, Montag, 17. Oktober 17 Uhr, Der Dialektdichter Albert Bächtold liest aus seinem Werk. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 150.

Bern: Schweizer Lyceumclub. Freitag, 21. Oktober 16.30 Uhr: «Le diable dans la légende», causerie de Madame Degoumois.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Die „Frauenstunde" ist Montag, den 17. Oktober um 14.00 Uhr der „Schweizer Woche" gewidmet. „Was möchten Sie wissen? — Ein Aefflein — Ideen von Hörerinnen — Das Rezept" heißen die Themen der Sendung „Notiers und probiers", Donnerstag, den 20. Oktober um 14.00 Uhr. Luise Betschart befürwortet Freitag, den 21. Oktober um 14.00 Uhr, in der „Halben Stunde der Frau": „Eine Lehrzeit auch für Serviertöchter", während anschließend Elisabeth Thommen mit den Hörerinnen plaudert.

Redaktion:
Frau El Studer-v Goumoens St. Georgenstraße 68, Winterthur, Tel (052) 26869

Verlag:
Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt". Präsidentin: Fräulein Dr. E. Nägeli, Trollstraße 28, Winterthur

Gröningers Dampfkochtopf
SECURO
spart: Arbeit, Zeit und Geld
für Gas und Elektrisch
sehr vorteilhaft im Preis
4 6 9 10 Liter
48.50 56.— 61.50 71.—
erhältlich in den einschlägigen Geschäften
Fabrikant:
Gröninger A.G., Binningen-Basel

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Underwood
die bewährte
Portable
Miete - Umtausch
Teilzahlung
Generalvertreter:
Cäsar Muggli
Linthescherstrasse 15
Zürich 1
Telephon 25 10 62

Das Brautpaar freut sich ob den Schreinen,
gefüllt mit besten Wäscheleinen.
Nun Bräutchen, wohl ist's dir zu gönnen...
jedoch - du musst auch nähen können.
Denn da und dort gibts dann und wann
einmal ein Stück, das reissen kann.
Drum halte in den Nähschubladen
bereit den guten Mettler-Faden!
Mettler
FADEN
aus Rorschach

Maruba Schaumbäder
Ein Jungbrunnen der Schönheit! Mit seinen feinsten ätherischen Oelen belebt und kräftigt das Maruba-Schaumbad den ganzen Organismus. Vor allem löst es den sich täglich neu bildenden Körper-Talg, ein gefährlicher Feind ihrer Schönheit, der die Haut grau, welk und faltig erscheinen lässt.
Flaschen zu Fr. -.65, 3.15, 5.85 13.20 und 22.65 in Apotheken, Drogerien und bei Coiffeurs
Irgend ein Schaumbad ist noch lange kein MARUBA-Schaumbad

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

H. Schwarzenbach
Telephon 24 17 14 Zürich 1 Münstergasse 19
Eigene modernste Kaffee-Rösterei
Filiale in Winterthur
Colonialwaren, Conserven
Südfrüchte, Dörrobst, Eier
Bekannt billigste Preise Streng reelle Bedienung

Alles, was schneidet
...von SCHÄR
Messerwaren u. Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Einladung
Den Freunden einer gepflegten Tafel und eines guten Tropfens gibt unsere Schau auserlesener Trink-Services und edelster Getränke reiche Anregungen.
Ausstellung
Glas und Getränk
Kiefer
Glas, Porzellan, Bestecke
in Basel mit
CHRISTEN
Weinhandlung
in Zürich mit
BAUR AU LAC
Weinhandlung
Die Ausstellung findet statt in den Räumen von Kiefer, Gerbergasse 14, in Basel, Bahnhofstr. 18, in Zürich, vom 4.—31. Oktober 1949
• Freie Besichtigung

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Hotz A.G. TEIGWAREN
Brutto 500 Gr.
EIER-HÖRNLI
PAUL HOTZ Teigwarenfabrik A.G.
WILA ZÜRICH
sind Vorzüglich

Bewährte Bezugsquellen

Wertbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Für mich ist nun das Beste gut genug!
Darum kauft s'Müeli gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 06

Das saisonmässige Sortiment aller Frischgemüse sowie Kartoffeln finden Sie in guten Qualitäten und zu vorteilhaften Preisen bei der
Verkaufszentrale VZG
der Gemüseproduzenten-Vereinigung des Kantons Zürich und benachbarter Gebiete
Zürich 5 Quellenstraße 2 Tel. 23 17 82
Zuverlässige Bedienung frei ins Haus

Rüegg-Nagelli
PARKER
Bahnhofstr. 22 · Zürich

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon

E. GUGOLZ-MEYER
Bäckerei-Konditorei
Zürich 10, Nordstraße 151, Tel. 26 24 03
Prompte Bedienung ins Haus

W. FREY & CO., ZURICH
Telephon 23 86 75
Conserven, Kolonialwaren
Frischobst
Gemüse und Südfrüchte en gros
Lenzburger Conserven
Birds Eye-Tiefkühlprodukte